

**Ansprache im Requiem für Margarete Wolter (1955 – 2020)
am 2. September 2020 in Dülmen St. Viktor**

Evangelium: Lukas 13,6-9 (Der Feigenbaum im Weinberg)

Liebe Angehörige von Margarete Wolter, liebe Gemeinde!

Vorgestern, als ich durch die Bauerschaft Leuste nach Hamicolt fuhr, kam ich ganz unerwartet an einem kleinen Verkaufsstand vorbei, an einer Straßenkreuzung: Kinder hatten einen Tisch aufgestellt, darauf eine Waage und eine Kasse. Sie verkauften frisch gepflückte Birnen. (Ich habe ihnen einige abgekauft.) Es ist die Zeit der Ernte. Große und kleine Obstbauern, große und kleine Obsthändler freuen sich, auf die Qualität ihrer Ware hinweisen und sie zum Verkauf anbieten zu können.

Gestern, in der Nähe von Münster, geriet ich mit dem Auto in eine große Baumschneideaktion hinein. Die Straße war abgesperrt. Mit Helm und Seilen kletterten Fachleute hoch oben in der Baumkrone und trennten Äste ab. Das kann schon einen gewaltigen Aufwand bedeuten, einen Baum pfleglich zu behandeln, ihn fit zu halten für die Zukunft.

Die Obsternte und die Baumpflege: Davon erzählt das Evangelium, das wir soeben hörten – das Gleichnis von dem Weinbergbesitzer und dem Gärtner. Jesus hat immer wieder Gleichnisse aus der Natur und dem Ackerbau erzählt. Häufig beschäftigten ihn das Wachsen und Vergehen, das Reifen und die Ernte, das Feld und der Garten.

Margarete Wolter liebte den Garten. Sie hatte den berühmten „grünen Daumen“. Sie mochte die Pflanzen, die Blumen; der Garten war aufwändig und liebevoll gestaltet, erhielt ihre ganze Aufmerksamkeit.

Doch im Evangelium geht es um mehr als nur um eine Schilderung einer Weinbergidylle. Das Herzstück dieses Gleichnisses ist ja – die Geduld des Gärtners. Er bittet seinen enttäuschten Herrn (den Weinbergbesitzer) um Nachsicht; er reagiert aus einer Haltung der Langmut und der Gelassenheit heraus. Aber zugleich lässt der Gärtner seine Anstrengungen erkennen, bringt seine Expertise, seine Fachkenntnis, zur Sprache.

Damit sind zwei Haltungen skizziert, die im Berufsleben von Margarete Wolter eine Rolle spielten: als Lehrerin für Kinder mit Förderbedarf, später als engagierte Leiterin einer Förderschule in Stadtlohn. Das war mehr als nur irgendein Job; das war eine echte Berufung, ja eine

Leidenschaft – für die ihr anvertrauten Kinder zu sorgen. Mit Geduld und Anstrengung zugleich; mit Langmut und Expertise. Umso schmerzhafter war es für sie schließlich, die Schließung von Förderschulen vor einigen Jahren miterleben zu müssen. Auch wenn sie und viele Mitstreiter für „ihre“ Schule kämpften: Unter dem Label „Inklusion“ wurden die Förderschulen aus politischen Gründen klein geredet und auf dem Rücken der Betroffenen „abgewickelt“ ...

Die Liebe zur Natur und zum Garten, die Liebe zu den ihr anvertrauten Heranwachsenden und zur Förderschule: Daraus schöpfte Margarete Wolter Lebenskraft und Lebensfreude.

Umso tragischer war dann, dass bei Margarete Wolter bald so rasch die eigene Konstitution und Vitalität nachließen, dass sie aufgrund ihrer Demenz selbst sehr schnell Unterstützung und Begleitung brauchte. Die Demenz, zumal die so früh einsetzende und so rasant um sich greifende – sie lässt die Umgebung, sie lässt wohl die meisten von uns erschauern.

Eine Demenzerkrankung, zumal in jüngeren Jahren, ist wohl so etwas wie ein Stachel im Fleisch unserer Gesellschaft, die doch so auf Leistung und Effizienz gedrillt ist. Eine Demenz ist auf besondere Weise eine Irritation jener Mentalität, die so vehement auf Autonomie und Mobilität pocht. Und nicht wenige Menschen fragen: Welchen Sinn hat so ein Leben dann noch? – Ich möchte aus einem Roman eine Stelle zitieren, wo sich eine Ärztin und eine Pädagoge über Clemens August von Galen austauschen:

Beide schwiegen eine zeitlang. Hübner schaute seine Schulfreundin an: „Was sagst du dann?“ – „Du meinst, welche ‚Bestimmung‘ ein kranker, pflegebedürftiger Mensch hat – der ‚unproduktive‘ Mensch, wie ihn Galen nennt?“ – Hübner nickte. „Als Christin würde ich sagen, dass zunächst einmal jeder Mensch, egal ob gesund oder krank, die ‚Bestimmung‘ hat, dass ich in ihm das Ebenbild Gottes entdecke.“ – „Aber als Christen betrachten sich ja viele nicht mehr“, entgegnete Hübner. „Stimmt“, antwortete Angelika Mersmann. „Die Sehnsucht nach Gott ist bei vielen Menschen erloschen. Die Sehnsucht nach Liebe aber kennt jeder.“ Hübner schaute die Ärztin erwartungsvoll an. „Der hilfsbedürftige ‚unproduktive‘ Mensch hat die ‚Bestimmung‘ und die ‚Aufgabe‘, uns übrige Menschen zu Liebenden zu machen.“ – „Uns zu Liebenden zu machen ...“, wiederholte Hübner nachdenklich. „Genau“, sagte Angelika Mersmann. „Ich glaube man kann sagen: Das ist der Auftrag, das ist so was wie die Berufung, die Gott einem behinderten Menschen zugedacht hat: dass wir, die Umgebung, in unserem Herzen angerührt werden. Und dass wir die Gelegenheit und Möglichkeit bekommen, unsererseits Liebe und Zuwendung zu verschenken. Und das tiefer und intensiver und verständnisvoller und einfühlsamer und wahrhaftiger und konkreter, als wir das sonst täten.“

(„Weiße Rosen für den Löwen“, 9. Kapitel)

Der Christ hat – im Unterschied zum Ungläubigen – vielleicht eine weitere Sicht auf die Schöpfung, einen freieren Blick auf das gefährdete Leben. Der Christ kann möglicherweise gelassener mit dem „Unperfekten“ umgehen, muss die Ungereimtheiten des Lebens nicht schönreden oder die Rätselhaftigkeit des Daseins mit großen Fassaden verbergen.

Der gläubige Mensch weiß, dass er im Letzten – komme, was da wolle – von einem Anderen getragen und geborgen ist. Dass wir nicht perfekt und hundertprozentig effizient sein müssen. Dass wir nicht *Vollkommenheit* anstreben, sondern die *Vollendung* erwarten.

So, wie es der hl. Franziskus formuliert hat, der auf der Traueranzeige für Margarete Wolter zitiert wird: „Der Tod ist das Tor zum Licht am Ende eines mühsam gewordenen Weges.“

Mit dem Sterben ist nicht „Schluss“, sondern ein Neubeginn gesetzt. Nicht das „Ende“ muss uns erschüttern, sondern die Verheißung der Vollendung darf uns anrühren. Das, was aus unserer Perspektive ein Abschied ist, ist aus der Sicht Gottes ein Ankommen. Und bei Ihm erlangen alle Frakturen und Fragmente unseres Lebens Heilung; bei Ihm findet alles Ungeklärte zur Klarheit. „Der Tod ist das Tor zum Licht am Ende eines mühsam gewordenen Weges.“

Für diese Perspektive, aus der heraus Margarete Wolter als gläubige Christin gelebt hat, sagen wir Dank. Deshalb feiern wir jetzt Eucharistie, mit dem Sarg der Verstorbenen in unserer Mitte – hier an diesem Ort, an dem sie selbst immer wieder Stärkung für sich, Zuspruch für ihr Leben erfuhr.

Amen.